

Thesen zur wissenschaftsfördernden Funktion von Studentenverbindungen

(die nicht explizit einer wissenschaftlichen Ausrichtung folgen)

- 1.) Studentenverbindungen waren im 19. Jahrhundert Vehikel der Vergesellschaftung für junge Menschen, denen der Aufstieg in das Bildungsbürgertum bzw. dessen Reproduktion gelang. Das innere Leben der Studentenverbindungen wurde (außerhalb der „revolutionären“ Zeiten 1815/1848) vor allem von den Leitbildern ihrer (klein)bürgerlichen Klientel bestimmt. Zumindest die Memorabilia um 1900 wirken sehr ähnlich denen von Schützen- oder Reservistenvereinen ihrer Zeit. Der Militarismus der Kaiserzeit oder der Antisemitismus der Weimarer Republik sind somit nicht studentenspezifisch, sondern kommunizieren mit dem (akademisch ausgebildeten) Milieu der Zeit.
- 2.) Wissenschaft und gesellschaftliches Leben wurden seit je her als Gegensatz empfunden. Es waren stets nur sehr wenige und ausgewählte Studenten, die bei den Professoren mit an der Tafel saßen (oder wohnten; man denke an den Haushalt Luthers in Wittenberg). Der Großteil der Studierenden suchte auch nicht unbedingt die direkte Begegnungen mit den Lehrenden.
- 3.) Der Begegnungsraum in einer Studentenverbindung ermöglicht einzelnen interessierten Studenten informellen Zugang etwa zu Professoren und anderen Förderern. Diese oftmals zentralen beruflichen und wissenschaftlichen Weichenstellungen sind in Autobiographien oft beschrieben worden, lassen sich aber kaum systematisch auf die Institution übertragen. Man könnte sagen: Die Studentenverbindung dient in diesen Fällen als Forum, spielt aber als Institution keine Rolle.
- 4.) Vor allem in kleinen Studentenstädten spielten Studentenverbindungen eine dominierende soziale Rolle, anders als in den Großstädten mit ihren vielfältigeren sozialen und kulturellen Möglichkeiten. Es wäre zu prüfen, ob studentische Vereine in diesen Städten funktional (Wissenschaft) und sozial differenzierter waren.
- 5.) Die Beschäftigung mit wissenschaftlichen Inhalten gehört bei der Mehrheit der Studentenverbindungen nicht zum gemeinsamen Kern. Das Erlernen eines Habitus und (harmlose) Geselligkeit waren wesentlich. Die steigende Heterogenität der Ausbildungswege, von politischen Ansichten und dem gesellschaftlichen Leben nach 1918 trug zur Auflösung dieses (im 19. Jahrhundert homogeneren und oftmals noch beamteten) Bildungsbürgertums als Stand bei – und somit auch zur Marginalisierung der Studentenverbindungen als deren Inkubator.
- 6.) Die Emanzipation von der Gruppe ist in vielen Autobiographien der Wendepunkt, am dem die eigene wissenschaftliche, zentrale und berufliche Selbstständigkeit beginnt. Dennoch wird genau dieser sozialen Initiation oft eine wesentliche Rolle im linearen Entwicklungsprozess zugesprochen.
- 7.) Die Selbsthilfevereine der 1920er Jahre sind sozialpolitisch motiviert, um einer realen Not der Studierenden zu begegnen. Die Hilfestellungen (z.B. die Druckerei für Abschlussarbeiten) unterstützten in vielen Fällen die wissenschaftliche Arbeit, standen aber in keinem Kausalzusammenhang.
- 8.) Die Mehrheit der Studentenverbindungen sucht sich seit Anfang der 1960er Jahre defensiv nach neuen Sinnbegründungen nach Außen und Innen. Soft Skills und Hilfestellungen für das Studium werden gegenüber potentiellen Bewerbern als Argumente für die Mitgliedschaft genannt. Die hehren Ziele werden aber oft von Alten Herren in einer Projektion formuliert, ohne wirklichen Einfluss auf die Dynamik unter den jungen Menschen, die eher klassischen Mustern der Adoleszenz folgen.